

(Nachdruck verboten.)

101]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Kojenzweig.

Das Frühstück, das sie in dem freundlichen, hell von der Morgen Sonne beschienenen Esszimmer nahmen, war köstlich. Auf dem blendend weißen Tisch tuch standen Eier, Milch, Obst und so goldgelbes, duftendes Brot, daß man sah, daß es von sorgfältig arbeitenden Maschinen für ein glückliches Volk war geknetet und gebacken worden. Der greise Hausherr behandelte seinen armseligen Gast mit zarter Aufmerksamkeit, mit einer schlichten, großmütigen Gastfreundschaft, die eine Atmosphäre unendlicher Güte und Sanftmut um ihn verbreitete.

Während des Essens unterhielten sie sich wieder miteinander. Wie gestern abend enthielt sich Bonnaire aus gutem Instinkt aller direkten Fragen. Er ahnte jedoch, daß Nagu, so wie alle Verbrecher, sich unwiderstehlich zu dem Orte seines Verbrechens hingezogen gefühlt hatte, von dem Verlangen verzehrt, zu sehen und zu erfahren, was sich dort mittlerweile ereignet hatte. Lebte Josine noch? Was that sie? Hatte der gerechtere Lucas sie zu sich genommen? Und was war schließlich aus ihm und ihr geworden? Alle die Fragen glühten sicherlich in der Flamme, die in den Augen des alten Landstreichers brannte. Aber da er sein Geheimnis in sich verschloß und kein Wort von alledem über seine Lippen kommen ließ, blieb Bonnaire nichts andres übrig, als den Plan, den er in der Nacht gefaßt hatte, auszuführen und dem Wiedergekehrten die ganze Herrlichkeit, die ganze Macht und den ganzen Reichtum der neuen Stadt vor Augen zu führen. Und ohne Lucas zu nennen, schickte er sich an, die Größe seines Wertes zu beschreiben.

„Damit Du alles begreifst, lieber Freund, muß ich Dir zuerst ein wenig erklären, wie es hier steht, ehe ich Dich in Beauclair herumführe. Heute hat der neue Zustand, der damals, als Du fortgingst, eben erst begann, den vollen Sieg errungen und steht in herrlichster Blüte.“

Er schilderte die Entwicklung von Anfang an, wie die Werke der Eröcherie auf die Association von Kapital, Geist und Arbeitskraft gegründet worden, die sich in den Gewinn teilten. Er beschrieb den Kampf mit den andern Werken, denen der Hölle, wo die Lohnsklaverei in ihrer barbarischen Form bestand, wie die Eröcherie sie besiegte und sich an ihre Stelle gesetzt hatte und wie sie allmählich das alte, elende Beauclair mit der siegreichen Flut ihrer weißen, fröhlichen Häuschen hinwegschwemmte. Dann erzählte er, wie die andern benachbarten Fabriken aus Nachahmungstrieb und aus Notwendigkeit mit der Association verschmolzen, wie andre Gruppen sich unvermeidlicherweise bildeten, die Gruppe der Bekleidungsindustrien, die Gruppe der Bauindustrien, wie alle Gewerbe gleicher Art sich zusammenschlossen und alle Gruppen wieder zu einer großen Einheit, zu einer einzigen Familie sich fügten, die ins Unendliche neue Glieder ansetzen konnte. Dann hatte die Kooperation der Erzeugung und des Verbrauches den Sieg vollendet, und indem die Arbeit auf dieser breiten Grundlage neu geordnet, indem die Solidarität der Menschen praktisch ins Werk gesetzt wurde, war die neue Gesellschaftsordnung aus dem Boden herausgewachsen. Die Arbeitszeit betrug nicht mehr als vier Stunden, die Arbeit konnte frei gewährt und immerfort gewechselt werden, denn jeder Arbeiter war in mehreren Fertigkeiten ausgebildet, was ihm ermöglichte, von einer Werkstatt zur andern überzugehen und sich so seine Thätigkeit immer neu und anziehend zu machen. Die Handwerke und Verufe gruppieren sich in natürlicher Weise und bildeten die Grundlinien der neuen socialen Ordnung, die auf der Arbeit, der gesetzgebenden Macht des Lebens, beruhte. Die Maschinen, die Feinde von einst, waren die gehorsamen Sklaven der Menschen geworden, die alle schweren Verrichtungen für sie besorgten. Mit vierzig Jahren hatte jeder Bürger seine Arbeitsschuld an die Gemeinlichkeit bezahlt und arbeitete fortan nur noch zu seinem eignen Vergnügen. Und während so die Kooperation der Erzeugung diesen Staat der Gerechtigkeit und des Friedens erstehen ließ, der sich auf die

von allen freiwillig auf sich genommene Arbeit gründete, hatte die Kooperation des Verbrauches den Handel zum Untergang verurteilt, als ein nutzloses, hemmendes, kraftverzehrendes Rad der socialen Maschine. Der Bauer lieferte sein Korn an den Arbeiter, der ihm dafür seine Werkzeuge und Geräte lieferte. Die Genossenschaftsmagazine centralisierten die Produkte und verteilten sie, dem Bedarf entsprechend, unmittelbar an die Verbraucher. Millionen und Millionen wurden so gewonnen, seitdem sie nicht mehr durch Gewinnausschlag auf dem Wege verloren gingen. Das ganze Leben vereinfachte sich, das vollkommene Verschwinden des Geldes, die Schließung der Gerichtshöfe und Gefängnisse waren in naher Aussicht, denn es gab keine Privatinteressen mehr, die den Menschen wütend auf den Menschen hetzten, ihn zu Betrug, Raub und Mord aufstachelten. Woher hätte das Verbrechen entstehen sollen, da es keine Armen, keine Enterbten mehr gab, da brüderlicher Friede von Tag zu Tag mehr sein Reich ausbreitete unter den Menschen, die endlich einsehen gelernt hatten, daß das Glück eines jeden nur im Glücke aller bestand? Ein langdauernder Friede herrschte, die Muthsteuer war verschwunden, gleich allen andern Steuern, es gab keinerlei Abgaben, keinerlei Gebühren, keine Zölle mehr und dafür vollkommene Freiheit der Produktion und des Gütertausches. Und seitdem besonders die Parasiten beseitigt waren, die zahllosen Beamten, Funktionäre und Staatsangestellten, die Soldaten und Priester, war ein gewaltiger Reichtum entstanden, eine solche Niesenanhäufung von Gütern, daß die Speicher von Jahr zu Jahr zu klein wurden und von der Ueberfülle des Gemeinvermögens zu bersten drohten.

„Das ist ja alles recht schön,“ fiel Nagu ein. „Trotz alledem bleibe ich dabei, daß das einzige wirkliche Vergnügen nur darin besteht, daß man nicht zu arbeiten braucht, und so lange ihr arbeiten müßt, seid ihr keine Herren. Darüber komme ich nicht hinaus. Außerdem werdet ihr in dieser oder jener Form doch noch bezahlt, und ihr seid daher nichts andres als Lohnarbeiter, Lohnsklaven. — Du hast Dich also befehrt, Du, der Du die vollständige Vernichtung des Kapitals verlangtest?“

Freilich bin ich schließlich befehrt worden,“ erwiderte Bonnaire freimütig lachend. „Ich hielt eine plötzliche Umwälzung für unvermeidlich nötig, einen gewaltigen Handstreich, womit wir die Macht, den Boden und die Arbeitsmittel mit einem Schlage in die Hände bekommen hätten. Aber wie hätte ich der Macht der Thatfachen widerstehen sollen? Seit so vielen Jahren sehe ich hier die Menschen auf dem graden, sicheren Wege, die sociale Gerechtigkeit, das brüderliche Glück zu erringen, das mir Zeit meines Lebens als mein Ideal vor schwebte. Da habe ich denn Geduld gelernt, ich bin schwach genug, mich mit dem heute bereits Errungenen zu bescheiden, in der sicheren Ueberzeugung, daß morgen der vollständige Sieg unser sein wird. Ich gebe Dir gerne zu, daß noch viel zu thun übrig bleibt, unsre Freiheit und unsre Gerechtigkeit sind noch nicht vollständig, das Kapital und das Lohnarbeitertum müssen ganz verschwinden, der Gesellschaftspakt darf keinerlei Autorität mehr kennen, die freie Menschheit soll nur freie Individuen umfassen. Darauf streben wir nun hin, daß die Kinder unsrer Enkel dereinst dieses Reich vollkommener Gerechtigkeit und vollkommener Freiheit verwirklichen können.“

Dann beschrieb er ihm noch die neuen Unterrichts- und Erziehungsgrundröße in den Krippen, Schulen- und Lehrwerkstätten, wie der Mensch im Kinde erweckt wurde, wie alle Kräfte der Leidenschaften frei walten gelassen und verständnisvoll genährt wurden, wie Knaben und Mädchen zusammen aufwuchsen und sich dadurch später um so inniger und fester in der Liebe vereinigten, in der die Kraft des Gemeinwesens begründet war. Die Zukunft immer größerer Freiheit lag hier in diesen keimenden Liebespaaren, die den Willen und die Geisteskraft für entscheidende Thaten mit sich ins Leben hinausnahmen. Jede neue Generation in ihrer größeren Freiheit, in ihrer größeren Einigung für die Güte und Gerechtigkeit trug einen neuen Stein zum Bau herbei und brachte ihn seiner Vollendung näher. Mittlerweise wuchs der unberechenbare Reichtum des Gemeinwesens immer mehr an,

den seitdem das Erbrecht fast vollkommen abgeschafft war und niemand mehr den schändlichen Raub an seinen Mitmenschen begehen konnte, ein großes eignes Vermögen aufzuhäufen, soß der Ertrag der Arbeit aller nur noch dem Eigentum aller zu. Die Renten und Staatsschuldensbücher zerfielen von selbst, und die Rentner, die Nichtsthuer, die von der Arbeit anderer oder von dem wucherisch aufgehäuften Gewinn ihrer eignen lebten, waren eine im Aussterben begriffene Gattung. Alle Bürger waren gleichermaßen reich, denn die Stadt, der das Ergebnis der emsigen Arbeit aller zuflöß, die von allen Fesseln befreit, vor Vergeudung und Veruntreuung bewahrt war, sammelte ungeheure Reichtümer auf, so daß es zweifellos eines Tags notwendig werden mußte, die Produktion einzuschränken. Die Genüsse, die einst nur einigen wenigen Bevorrechteten zugänglich gewesen, die wohlschmeckenden Speisen, die schönen Blumen, aller glänzende und anmutige Schmuck, der das Leben verschönt, daran konnten sich heute alle erfreuen. Während in den Familienhäusern große Einfachheit herrschte und jeder sich mit seinem häuslichen Glück begnügte, prangten die öffentlichen Gebäude in reichster Pracht und bildeten mit ihren weiten Räumen, die gewaltige Mengen fassen konnten, in ihrem Luxus und ihrer Behaglichkeit wahre Paläste des Volkes, wo es sich ergözen und sich seines Lebens freuen konnte. Es gab Museen, Bibliotheken, Theater, Bäder, Spiel- und Unterhaltungssäle, öffentliche Kurse und Vorlesungen, welche in den Feiertagen die ganze Stadt besuchte. Ebenso reichlich waren Wohlthätigkeits-Einrichtungen vorhanden, abgeforderte Spitäler für jede Krankheit, Asyle, welche die Alten und Arbeitsunfähigen bereitwillig aufnahmen, und vor allem Schutzhäuser für die Mütter, wo die Frauen während der schweren Zeit der Schwangerschaft weilten, und wo sie und das neugeborene Kind bis zur vollkommenen Kräftigung gepflegt wurden. So erstand und befestigte sich in der neuen Stadt der Kultus der Mutter und des Kindes, der Mutter, die die Quelle des ewigen Lebens, des Kindes, das der siegreiche Vöte der Zukunft ist.

„Und nun,“ schloß Bonnaire heiter, „da Du mit dem Frühstück fertig bist, wollen wir uns einmal alle die schönen Sachen, unser neuerbautes, glorreiches Beauclaire im Festgewande ansehen. Ich werde Dir auch nicht einen einzigen Ort schenken.“

Ragu, der entschlossen war, sich nicht zu ergeben, zuckte im Voraus die Achseln und wiederholte seinen Ausspruch, den er für entscheidend hielt:

„Wie Du willst; aber ich sage Dir, daß Ihr trotz allem keine Herren, sondern arme Teufel seid, wenn Ihr immer noch arbeiten müßt. Die Arbeit ist Euer Herr, und Ihr seid nichts als ein Volk von Sklaven.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Fabrikation von Kerzen.

Die Fortschritte der modernen Beleuchtungstechnik haben es mit sich gebracht, daß die Anwendung von Kerzen als Leuchtmittel sehr in den Hintergrund getreten ist. Die vorzüglichen Leuchtender der Elektrizität, des Leucht- und Wasserstoffes, des Acetylen, des Petroleum's etc. bewiesen, daß im Leben der Kulturvölker Kerzenlicht nur noch als Nothbehelf verwendet wird. Wenn aber trotzdem auch heute noch der Bedarf an Kerzen ein ganz bedeutender ist, so beweist das nur, daß in unsern Tagen das Bedürfnis nach Beleuchtung ein ungemein entwickeltes ist.

Nachdem man im Altertum gelernt hatte, Oellampen herzustellen und zu verwenden, kam man zu Beginn unsrer Zeitrechnung dazu, auch Fette von fester Beschaffenheit als Leuchtmittel zu benutzen. Die ersten Kerzen dürften sich als Fettstangen repräsentiert haben, die in der Mitte als Docht ein dünnes Holzstengelchen hatten. Bereits im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt unterschied man bei den Griechen und Römern Wach- und Talgkerzen, deren Docht aus gedrehtem Flachse bestand. Der hohe Preis der Kerzen bedingte eine verhältnismäßig sparsame Verwendung. In den großen Kreisen des Volkes wurde dem auch bis in die Neuzeit hinein als Hauptleuchtende die Oellampe betrachtet; die Kerze galt mehr als Luxusbeleuchtung, sie wurde daher auch von den Höfen, sowie von den besonders wohlhabenden Personen als Beleuchtungsmittel benützt. Doch selbst dieser Konsum an Kerzen wäre wohl nicht zu so großer Bedeutung gelangt, wenn nicht die katholische Kirche zu ihren Kultuszwecken die Beleuchtung mittels Kerzen in umfangreichem Maße eingeführt hätte. Welch' großer Verbrauch dadurch geschaffen wurde, geht z. B. daraus hervor, daß zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in der Stiftskirche in Wittenberg allein in der Woche durchschnittlich

7 Centner Wachskerzen verbrannt wurden. Die allgemeine Verwendung der Kerzen in den Kirchen führte andererseits dazu, daß auch bei anderen Feierlichkeiten Wachskerzenbeleuchtung angewandt wurde — und so ist es denn erklärlich, daß es noch heutzutage sentimentale Erdenbewohner giebt, die sich eine „feierliche“ Beleuchtung nur durch den „Glanz des schönen Kerzenlichtes“ vorzustellen vermögen. Wer dagegen objektiv Beleuchtungseffekte zu beurteilen versteht, der muß zugeben, daß „das flackernde Kerzenlicht“ — ganz abgesehen von der Feuergefährlichkeit — unsern Ansprüchen in keiner Weise mehr genügen kann, daß die heutige Beleuchtungstechnik vielmehr durch geeignete Anwendung ihrer Hilfsmittel recht „feierliche“ und doch auch in jeder andren Hinsicht vorzügliche Beleuchtungen hervorzubringen vermag.

Während bis zum 17. Jahrhundert die Kerzen aus Wachs oder Talg „gezogen“ wurden, ist seitdem das Gießverfahren mehr und mehr zur ausschließlichen Anwendung gelangt. Im folgenden Jahrhundert begann man dann auch Kerzen aus dem teuren Balrat zu fabrizieren; diese brannten zwar besser als die Lichte aus den beiden andren Fettarten, waren aber infolge ihres hohen Preises auch nur für Luxusbeleuchtung anwendbar. Wie mangelhaft im großen und ganzen noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Kerzen waren, geht wohl am besten aus dem bekannten Ausspruch Goethes hervor:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, Als wenn die Lichte ohne Rußen brennten.“

Man war eben in der „guten alten Zeit“ gezwungen, die Kerzen oft mit der Lichtschere abzuputzen, wenn man ein einigermaßen zufriedenstellendes Resultat erzielen wollte.

Die moderne Kerzenfabrikation wurde namentlich begünstigt durch die chemischen Forschungen von Chevreul und von de Millis, sowie durch die Anwendung der im Jahre 1831 von Cambacères eingeführten geflochtenen und gedrehten Baumwolldochte.

Heutzutage werden als Ausgangsmaterialien der Kerzenfabrikation neben Talg verschiedene Fette von geringerm Wert benutzt. Um die Fette zu zerlegen, behandelt man sie mit Kalk oder auch Magnesium; die gewonnene Kalkseife giebt dann bei weiterer Behandlung mit Schwefelsäure die für die Fabrikation der Kerzen wichtigen Fettäuren. Aus diesem Produkte, bestehend aus Stearin-, Oel- und Palmitin-Säure, wird die Oelsäure durch Pressen entfernt. Die erhaltenen Presskuchen bilden dann das zum Kerzengießen brauchbare Stearin.

Zur Reinigung der Fettäuren wird vielfach auch das Verfahren der Destillation angewandt.

Die Kerzen werden nun durch das Gießverfahren in der Weise erzeugt, daß die hohle Kerzenform, die unten eine kleine Oeffnung hat, durch welche der Docht gerade hindurch kam, mit Fett angefüllt wird. Auf dem Oberteil der Form, die konisch nach unten verläuft im Interesse eines möglichst leichten Herausziehens des fertigen Lichtes nach dem Erstarren des Fettes, sitzt der Trichter, dessen in der Mitte mit einem Loch versehene Brücke dem Docht den Halt giebt. Durch diese Anordnung wird also der Docht straff in der Achse der Form gehalten und beim Eingießen des Fettes gleichmäßig von diesem umhüllt. Die Formen selbst bestehen aus einer Legierung, die sich meist aus 33 Proz. Blei und 66 Proz. Zinn zusammensetzt.

Natürlich konnte diese primitive Methode des Kerzenziehens mit der Hand im Zeitalter des Dampfs sich nicht lange behaupten; auch diese Arbeit wurde der schnell arbeitenden Maschine erfolgreich übertragen. Eine solche Gießmaschine stellt mit einem Male über hundert Kerzen her. Diese Vorrichtung arbeitet so, daß die in den Pistontaschen mündenden Formen, welche unten durch die sogenannten Pistons löbrenartig verschlossen sind, mit Stearin ausgefüllt werden. Sind die Kerzen erstarrt, dann werden die Pistons, die alle auf einer Platte montiert sind, gleichmäßig hochgehoben; dadurch kommen natürlich die Lichte in die Höhe und gelangen so in eine Haltevorrichtung. Der Docht ist durch eine kleine Oeffnung in die Pistons eingezogen und auf Rollen unter der Pistonplatte angeordnet. Wenn Hochgehen der Pistons werden die Dochte von jeder Rolle nachgezogen; werden nun nach der Herstellung eines Gusses die Pistons wieder zurückgehoben, so befindet sich in ihren Achsen überall der Docht und es kann mithin sofort ein neuer Guß beginnen. Ist die zweite Kerzenserie gegossen, so schneidet man die Dochte ab und entnimmt den Flammen die Lichte.

Wemgleich die Kerzen nunmehr sofort in Gebrauch genommen werden könnten, so werden sie doch einer weiteren Behandlung im Interesse des schönen Aussehens unterworfen. Eine Maschine besorgt gleichzeitig das Polieren der Kerze und das Abschneiden des Kerzenfußes. Von Hand werden die vorher in einen mit Soda- oder Eisenwasser gefüllten Behälter getauchten Kerzen auf die Transportvorrichtungen der Kerzenabschneid- und Poliermaschine gebracht; während eine kleine Kreisfräse das Fortnehmen des Fußes besorgt, bringt das endlose Band dieser Maschine die Lichte unter eine in Bewegung befindliche Polierbürste. Die durch die Reibung zu schönem Glanze verhoffenen Kerzen werden mitunter noch mit dem Firmanstempel versehen, zu welchem Zweck ein Metallstempel erwärmt und dazu in die Fettmasse gedrückt wird.

Für Spezialzwecke bringen die Kerzenfabriken auch mehr oder minder reich verzierte und gefärbte Lichte in den Handel.

Neben dem Stearin werden auch noch Wachs und Paraffin zu Kerzen verarbeitet. An Stelle des Bienenwachses, das vor der

Verwendung in der Kerzenfabrikation gebleicht werden muß, wird in neuerer Zeit immer mehr das Ceresin, ein aus dem Ozokerit oder Erdwachs durch Raffination gewonnenes Produkt verbraucht. Paraffin wird aus dem bei der trockenen Destillation der Braunkohle gewonnenen Teer erhalten.

Der Verbrauch von Wachskerzen ist ein ziemlich bedeutender, so daß es angebracht ist, kurz auf deren Herstellung einzugehen. Die längeren Wachs- oder Ceresin-Lichter werden auf einem glatten Tisch ausgerollt, nachdem vorher in geeigneter Weise der Docht in die Kerze oder Kerze durch Herstellen einer Rinne und darauf vorgenommenen Zurückstreichen derselben gebracht worden ist. Die Wachsstöcke werden durch das Ziehverfahren erzeugt. Der aus zwei Trommeln bestehende Docht wird in der Weise ausgerollt, daß er durch eine zwischen den zwei Rollen aufgestellte Schüssel, die mit erwärmtem Wachs gefüllt ist, geht; dabei erhält er also einen Ueberzug aus Wachsmasse; am Ende des Gefäßes ist ein Ziehseifen aufgestellt, so daß die auf dem Dochte festhaftende Wachsmasse beim Passieren eines Loches dieses Eisens gleichmäßig glattgestrichen wird. In großen Fabriken benutzt man jetzt auch eine Vorrichtung, die schneller arbeitet, da sie die Umhüllung des Dochtes durch Anpressen des Waches oder Ceresins bewirkt.

Die für die Kerzenfabrikation benötigten Dochte müssen von vorzüglicher Beschaffenheit sein. Die Fäden werden schraubenartig auf der Dochtstichtmaschine verarbeitet, um so in dem Dochtfadene jene Spannung zu erzeugen, die denselben die bekante gekrümmte Form aufzwingt, welche wir beim Abbrennen der Kerzen beobachten. Diese Krümmung bringt den überflüssig gewordenen Docht in den Teil der Flamme, die ihn verbrennt. Dadurch wird mithin in sehr einfacher Weise die Vernichtung der nicht mehr nötigen Teile des Dochtes bewirkt und das früher so lästige Putzen derselben mit der Schere beseitigt. Damit der Docht in der Kerze langsam verbrennt, wird er mit Substanzen getränkt (z. B. Boräure), die auch für die Erhaltung einer spröden, abspringenden Dochtöhle geeignet sein müssen. —

P. M. C r e m p e.

Kleines Feuilleton.

— **Zimmermann in „amtlicher Beleuchtung“.** Durch Zufall wurden vor kurzem in einem Pult des Düsseldorf Landgerichts die Führungslisten über das literarische Dreigestirn an jenem Gericht, Zimmermann, Schnaase und Lechtrig aufgefunden. Daß drei Dichter und Schriftsteller von Bedeutung gleichzeitig sich in einem richterlichen Kollegium befinden, dürfte wohl selten genug vorkommen. Um so höheres Interesse werden daher jene „Conduitenlisten“ beanspruchen, die vom Landgerichtsrat Fritz Frank-Düsseldorf im neuesten Heft der Kunstzeitschrift „Die Rheinlande“ veröffentlicht werden. Als Zimmermann Anfang 1827 in der Eigenschaft eines Landgerichtsrats an das Düsseldorf Landgericht kam, hatte in dieser Stadt das Leben begonnen, wie es der Dichter selbst in seinen „Düsseldorf Anfängen“ beschreibt. Da waren noch Mitglieder des Gerichts, die vor der Franzosenzeit in kurkölnischen, kurtrierischen Diensten gestanden, der französischen Republik, dem Großherzog von Berg oder dem allgewaltigen Kaiser gedient hatten, wie der papagegrüne Dominio der „Düsseldorf Anfänge“. Diese fühlten sich als Verfechter freirechtlicher Einrichtungen, ebenso die Mitglieder der Anklagebehörde, des öffentlichen Anwaltsbüros, im Gegensatz zu ihren aus den Umständen kommenden Amtsgenossen. So kam es denn auch nicht wundernehmen, daß in dem ersten amtlichen Berichte über Zimmermann dies zum Ausdruck kommt. Er lautet: „Ein talentvoller, rascher und gewandter Geschäftsmann, der gute Kenntnisse zu besitzen scheint. Seinen Instruktionen wäre zuweilen mehr Gründlichkeit zu wünschen. Ueber seinen Lebenswandel ist nichts Nennendes vorgetragen.“ Der Ausdruck „Geschäftsmann“ ist die Verdeutschung des Wortes „Homme d'Affaires“ und bedeutet hier, daß der so Benannte kein Mann blasser Theorie, sondern ein thätiger Praktiker ist. Bereits im nächsten Jahre 1828/29 hatte sich die amtliche Auffassung über Zimmermann vollständig geklärt. Der Bericht aus diesem Jahre lautet: „Er besitzt vorzügliche Kenntnisse, Talente, eine gelübte Beurteilungskraft, viel Geschäftsgewandtheit. Sein Privatleben ist zurückgezogen, zumal er sich auch als Dichter beschäftigt.“ Dieser Bericht entrollt das ganze Bild des Beamten, Menschen und Dichters. Sein Privatleben war zurückgezogen, trotzdem er bei Schadow verkehrte, der ihn in das Ehebesige Haus eingeführt hatte. Er schrieb damals das Lustspiel „Die Verkleidungen“, das Lustspiel „Die Schule der Frommen“, ferner den dramatischen Smerz „Die Entführung oder das Lustspiel ohne Dame“. Zu alle dem gab das Amt damals Mühe, da das rheinisch-französische Verfahren den Richter wenig mit Schreibarbeiten belastete. Nur eins war eine gewaltige Plage, das war die Thätigkeit bei den Assisen, die für die betheiligten Richter eine ermüdende, abspannende Halbbethätigung war. Von dieser Bürde machte sich auch Zimmermann nach Möglichkeit zu entlasten, was gleichfalls aus dem amtlichen Bericht über ihn aus dem Jahre 1832/33 hervorgeht, worin es heißt: „Mit guten juristischen Kenntnissen, geübter Urtheilskraft und Geschäftsgewandtheit verbindet er andre Talente, die ihn der literarischen Welt bekannt gemacht haben und worüber er sich in seiner amtlichen Stellung vielleicht minder wohl fühlt. Sein Privatleben ist zurückgezogen.“ Noch schärfer spricht dies der amtliche Bericht von 1833/34 aus,

nachdem Zimmermann probeweise auf ein Jahr die Leitung des Düsseldorf Theaters in die Hände genommen hatte. Der Bericht lautet: „... Er scheint sich in seinem Amte sehr unwohl zu finden, weil seine Richtung nach andern Dingen geht. Er führt jetzt mit einjährigem Urlaub die Direktion des hiesigen Theaters, was allerdings mit den Funktionen des Richters im öffentlichen Verfahren sich wohl nicht vertragen dürfte und bei seinem etwa beabsichtigten Wiedereintritt zu erwägen wäre.“ Als Zimmermann im nächsten Jahre wieder Richter war, übte er sein Amt sofort in strengster Gewissenhaftigkeit aus, wie dies der amtliche Bericht hervorhebt: „Sein bedeutendes Talent, scharfe Urtheilskraft und sehr gute Rechtskenntnisse sind auch in seinen dienstlichen Arbeiten nicht zu verkennen. Nach Beendigung seines Urlaubs erfüllt er seine Dienstpflichten gewissenhaft.“ —

— **Vom Simpsion-Tunnel.** Der 11. Quartalbericht über den Stand der Arbeiten am Simpsion-Tunnel erwähnt, wie das „Luzerner Tageblatt“ mitteilt, eine bemerkenswerte Temperaturschwankung im Innern des Tunnels auf der Südseite bei km 3.800. Während sonst eine Abkühlung des Felsens zu konstatieren ist, trat hier nach vorhergegangener Abkühlung neuerdings eine etwas höhere Temperatur auf. Vom 12.—28. Mai ermäßigte sich nämlich die Temperatur von 26,4 auf 26 Grad; am 2. Juni aber stieg die Temperatur wieder auf 26,2 und langsam bis zum 20. Juni auf 26,8 Grad, so daß die anfängliche Temperatur um 0,4 Grad überschritten wurde. Diese Anomalie wird darauf zurückgeführt, daß kaltes, von der Oberfläche her eindringendes Wasser die Felsen abgekühlt hatte, daß aber durch die Tunnel-Arbeiten diese Wassermassen abgeschnitten worden sind, nunmehr ablaufen und somit nicht mehr oder in weniger hohem Maße abkühlend wirken können, so daß die Temperatur des Gesteins wieder steigen kann. Auf der Nordseite betrug die Temperatur bei km 5.000 am 21. Juni 31,4 Grad. — Auf der Nordseite werden in 24 Stunden 1 647 850 Kubikmeter Luft in den Tunnel eingeführt, von denen 101 880 an das Ende des Tunnels I und 96 560 an das Ende der Galerie II gelangen. Die Temperatur der Luft betrug 25,3 Grad bei km 4.850, 29 Grad am Ende des Basisstollens und 27,7 Grad am Ende der Parallelgalerie. Das Druckwasser hat eine Temperatur von 10,6 Grad im Maschinengebäude, 22,6 Grad bei den Injektoren bei km 4.850 und 24,9 Grad bei den Bohrmaschinen. Die Quantität des eingeführten Wassers war durchschnittlich 16 Sekundenliter; dasselbe stand beim Maschinengebäude unter einem Druck von 96 Atmosphären. Auf der Südseite wurden binnen 24 Stunden 2 779 200 Kubikmeter Luft in den Tunnel eingeführt, wovon 53 760 an das Ende des Tunnels und 57 600 an das Ende der Parallelgalerie gelangen und zwar mit einer Temperatur von 27,9 Grad. Das Druckwasser, von welchem durchschnittlich 11 Sekundenliter geliefert wurden hat eine Temperatur von 11,1 Grad beim Maschinengebäude, von 25,5 bei den Injektoren und von 26,5 bei den Bohrmaschinen. — Auf der Nordseite sind 67 Insätze zu verzeichnen, 56, wovon ein schwerer, im Tunnel und 11 außerhalb desselben. —

Litterarisches.

— **Von Pseudonymen in der neueren deutschen Litteratur** erzählt Edwin Keruda in der „Dresdener Kunst- und Theater-Zeitung“: Die Sitte, Bücher unter einem andern als dem rechtsgültigen Namen zu veröffentlichen, ist ebenso alt, wie allgemein verbreitet. In vielen Fällen lassen Schüchternheit und Zweifel an der Güte und dem Gelingen erster Versuche die Annahme eines Pseudonyms als ratsam erscheinen, das dann größere Erfolge wie bei Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) Lubliner (Jugo Bürger) oder Dmytada (George Eggestorf) zuweisen zum Schwinden bringen. Vordem auffällig, wie die ausgesprochene Vorliebe des weiblichen Geschlechts für Pseudonyme überhaupt, ist der Umstand, daß allen Emanzipationsbestrebungen zum Trotz, die doch der unbehinderten Bethätigung der weiblichen Individualität auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens das Wort reden, viele Schriftstellerinnen ihre Pseudonymen zu männlichen Decknamen nehmen; so wurde aus einer Gräfin Bethust-Huc ein Moriz von Reichenbach, aus Babette von Bülow ein Hans Arnold, aus Frau von Bonin „Hans Werder“; Emilie Matzka vermannlicht sich in Emil Marlot, Helene von Ronshart in Hans von Kahlenberg! Anna Michaelsohn schreibt unter Jarno Jessen, eine andre Michaelsohn unter: „Ernst George“ und eine Luise Gutbier unter: Jean Christ; Selma Seine verwandelt ihren Vornamen in Anselm und Spielfagens Tochter schriftstellerisch als Paul Robran. Ein sehr nahe liegendes Verfahren, sich ein Pseudonym zu schaffen, haben Heinrich Lee (Landsberger), Ossip Schubin (Zola Kirchner) und Zalla Koolh (Martha Kempner-Hochstädt) eingeschlagen, indem sie die Namen ihrer besonders sympathischen Dichtergehalten auf sich übertrugen. Nicht selten auch werden gute deutsche Namen gegen klugvolle ausländische eingetauscht: Gertrud Günther verleiht ihrer Vorliebe für gallisches Weien durch die Wahl des französischen nom de guerre Marie Madeleine Ausdrud; Marie Lipsius verwandelt sich in La Mara; in englischer Verkleidung gefallen sich Sealsfield (Karl Kofel), John Metcliffe (Germann Goebische), George Taylor (Adolf Hauskath), Lis-Blant (Lisa Weiß) und Walram Forst (Karl Wald).

In wie ausgiebiger Weise von der Einrichtung des Pseudonyms Gebrauch gemacht wird, erhellt aus der Thatsache, daß der Lyriker Wilhelm Krent, der Herausgeber der Litteraturgeschichtlich merke-

würdigen „Modernen Deutschen Dichtercharaktere“, im ganzen etwa anderthalb Duzend Pseudonyme verwandt hat; er selbst vergleicht ihre Anzahl einmal mit „Sand im Meer“; sein erstes Gedichtbüchlein erschien unter dem wahrhaft monströsen Verfassernamen „Rosafoulke“. —

Psychologisches.

ck. Ueber das „Lampenfieber“ der Schauspieler veröffentlicht der Arzt Paul Hartenberg in der „Chronique médicale“ eine sehr interessante Studie, in der er sich über diesen Gegenstand außerordentlich unterrichtet zeigt. „Wenn Mme. Pierson“, schreibt er, „das Lampenfieber hat, bildet Erbrechen ihre dominierende Beschwerde. Sie empfindet ferner Frost und Trockenheit in der Stimme und Zittern. Wenig Herzschläge. Die Stimme ist niemals alteriert. Bei Mme. Bartet ist das Lampenfieber durch Angst, Zusammenknüpfung in der Brust und Herzgrube, krampfhaftes Zuden, kalten Schweiß und besonders durch Trockenheit in der Kehle charakterisiert. Sie hat niemals Erbrechen gehabt. Bei Worms war es eine schnelle Trockenheit im Mund und Schlundkopf, die außerordentlich störte, und ein Krampf in der Kehle, der den Gebrauch der Stimme in Frage stellen konnte, Herzlopfen und Zittern in den Muskeln, besonders in den Beinen. Vouffé mußte an Abenden von Erstaufführungen nach dem ersten Akt das Hemd wechseln, wenn er von der Bühne abtrat, so sehr war er von kaltem Schweiß bedeckt. Faure hatte eisige Hände, von denen der Schweiß derart rieselte, daß er den Souffleur besprengte, wenn er an seinem Kasten vorüber ging. Bei den Sängern verursacht das Lampenfieber bei hohen Notizen einen Krampf der Stimmritzen, der den Ton steigen läßt, während er im Gegenteil bei tiefen Notizen eine Erschlaffung der Stimmritzen hervorruft, die beim Durchzug der Luft keinen Ton mehr hervorbringen. Unter dem Einfluß des Lampenfiebers ist der Künstler einer Abnahme des Selbstbewußtseins, des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit, der freien Beherrschung der Worte und Gebärden unterworfen. Er spielt automatisch, maschinenmäßig, unbewußt. Es ist Got passiert, beim Abtreten von der Bühne zu vergessen, was sich zugetragen hatte und sich zu fragen, ob er wirklich seine Rolle gespielt hatte. Andre Symptome des Lampenfiebers sind: Madame Bartet streckt ein Bein rückwärts und stützt sich mit allen ihren Kräften darauf. Paul Mounet zieht nervös die Finger zusammen; Madame Baratte hat Zittern im Kiefer und Le Vargy Beben in den Waden. In dessen gelingt es einigen Künstlern, das Lampenfieber mit Hilfe von Kunstgriffen zu verbergen. Dies ist der Fall der Sarah Bernhardt, den Sarcey citierte: Das Lampenfieber verriet sich bei Sarah Bernhardt durch ein Symptom, das ihr eigentümlich war. Die Zähne pressten sich infolge einer Art unbewußter Kontraktion heftig aneinander, und die Worte kamen nur noch gequält, mit einem rauhen Klänge aus ihrem Munde. Sie fand ihre natürliche Stimme nur wieder, wenn sie sich zur Herrin ihrer Erregung gemacht hatte. Am dem Abend, an dem sie in der Comédie-Française debütierte, wobei sie eine große Rolle spielte, die ihr nicht recht lag, und vor einem Publikum auftrat, das ihr feindlich war, sprach sie die ersten drei Verse mit dieser metallischen Stimme, die nur wie gequetscht zwischen ihren Zähnen hervorlam. Die Wirkung war schrecklich. Sie hat sich niemals dieser fehlerhaften Gewohnheit ganz entledigen können, die sie an den großen Tagen immer wieder befiel. Sie hat den guten Einfall gehabt, aus diesem Fehler eine Manier zu machen, und sie hat ihn noch betont; man sieht, daß die Parodisten, die sie in den Revuen imitieren, alle dieses Gequälte ihres zwischen den Zähnen zerquetschten Tones wiederzugeben suchen, der bei ihr ehemals nur eins der Symptome ihrer Furcht gewesen ist.“ —

Hygienisches.

— Trinkwasserreinigung mittels Ozons. Will man Trinkwasser mittels Ozons reinigen, so ist es nötig, den Sauerstoff einer Luftschicht zuvor zu ozonisieren. Die Luft, deren Sauerstoff ozonisiert werden soll, wird durch einen Raum geführt, in dem ein andauernder Ausgleich von hochgepumpten Elektrizitätsmengen stattfindet. Unter der Wirkung dieses Ausgleiches wird ein Teil des Luft-Sauerstoffs in Ozon verwandelt. Nun gilt es, den mit Ozon geladenen Luftstrom an die Mikroben im Wasser zu bringen. Zu diesem Zweck wird das Wasser entweder in ganz feine Tröpfchen zerteilt, welche mit der ozonisierten Luft vermischt werden und also dieselbe aufnehmen, oder man läßt das Wasser sich über große Flächen ausbreiten, über welche die ozonifizierte Luft streicht. Das letztere Verfahren hat sich als das zweckmäßigste erwiesen und ist in einer großen Versuchsanlage in der Form in Anwendung gebracht, daß man das zu reinigende Wasser in einem Turme über ein eingefülltes Verteilungsmaterial, z. B. grobe Kiesel, herabrieseln läßt, während die ozonifizierte Luft oben eingeführt wird und durch die Lücke in der überrieselten Füllung nach oben steigt. Sie kommt also mit dem in einer dünnen Haut ausgebreiteten Wasser in innige Berührung, wird von demselben aufgenommen und gelangt sicher an die abzutötenden Keime. Der Vertrieb geht ohne Unterbrechung vor sich; das Rohwasser läuft dem Turm zu und läuft als sterilisiertes Wasser ab. Die Leistungsfähigkeit kann durch die Vergrößerung des Turmes oder durch die Aufstellung mehrerer Türme beliebig vergrößert werden, so daß also jede Wassermenge nach diesem Verfahren behandelt werden kann.

Ein solches Werk, das lediglich Versuchszwecken und der Vorführung zu dienen hat, ist von Siemens u. Halske in Martinikensfelde bei Berlin erbaut worden. Dort wird das gräulich verunreinigte, sehr gesundheitschädliche Wasser der Unterpree nach einer Schnellfiltration zur Beseitigung der gröberen Beimischungen, Strohhalm, Kesselschalen und was immer der Fluß aus der Stadt hinwegführt, in kohlensaures, keimfreies Trinkwasser verwandelt und zwar mit einer Leistung von 10 Kubikmeter in der Stunde. Es entspricht diese Leistung etwa derjenigen eines Wasserwerkes für ein Städtchen von 5000 Einwohnern. Das Ergebnis der ausgedehnten Versuche an dieser Anlage ist gewesen, daß man das Rohwasser auch bei sehr hohem Keimgehalt stets auf das praktisch zulässige Maß Keimgehalt sterilisieren kann. Bemert sei noch, daß die Ozonisierung nicht nur die Sterilisation des Wassers bewirkt, sondern dasselbe auch, wo es durch Eisenverbindungen gelb oder braun gefärbt ist, entfärbt. —

Geologisches.

— Ein Geysirbecken von großer Schönheit ist nach einem Bericht der „Köln. Ztg.“ unlängst auf der Insel Neupommern im Bismarck-Archipel durch den Privatdozenten Dr. Pflüger entdeckt und studiert worden. Der ganze Nordrand dieser Insel ist mit Vulkanen besetzt; ungefähr in ihrer Mitte gliedert sich ihr nach Norden die Villaumez-Halbinsel an, die ebenfalls eine Menge erloschener Feuerberge trägt. An der Hannam-Bucht daselbst befindet sich nun ein weites Gebiet, das in seinen Sinterablagerungen deutlich die Spuren früherer Geysir und Solfatoren trägt, die hier in großen Massen vorhanden gewesen sein müssen. Als letzter Rest hat sich, mitten im dichtesten Urwalde, das erwähnte Geysirbecken erhalten. Es enthält eine Menge heißer Quellen, Schlammkrater, einen heißen Schlammsee und mehrere echte Geysir, unter denen der „Robert Koch-Geysir“ es an Größe mit seinen Brüdern in Nordamerika und Neuseeland aufnehmen kann; er übertrifft sie aber an Zahl der Ausbrüche. Seine Ruhepause dauert nur eine Minute. Während der ganzen folgenden Minute entströmen dem gewaltigen Schilde große Mengen lodenden Wassers, das bis zur Höhe von zehn Metern in kreuz und quer durcheinander schießenden Fontainen emporgeschleudert wird. Die Höhe der Fontainen würde erheblich größer sein, wenn nicht das in die Erde führende Schlundrohr des Geysirs seitlich, statt senkrecht, ansetzte und so die Kraft der Strahlen durch den Anprall an der gegenüberliegenden Wand gebrochen würde. —

Humoristisches.

— Die Zeiten ändern sich. Er: „Diese Straßenbeleuchtung ist doch zu miserabel!“

Sie: „So? Als wir noch verlobt waren, war es Dir immer zu hell.“ —

— Auch eine Kritik. Im Arizona „Tip-Top“ recensiert der Musikkritiker „Wild-Nite“ eine dort als Gasi aufstretende Primadonna wie folgt: „Die Macht und Stärke ihrer Stimme ist nur mit den gewaltigen Tönen eines Rebelhorns zu vergleichen; die Höhe und Tiefe, welche sie beherrscht, ist verblüffend. In einem Moment macht sie das Gebäude erbeben, durch einen wilden „Whoop“, der jedermann erschreckt nach seinem Stuhl fühlen läßt, um im nächsten in eine Tiefe zu fallen, vor welcher der beste Bassist beschämt zurücktreten muß.“ —

(„Jugend“.)

Notizen.

— Ibsens Schauspiel „Die Kronprinzen“ werden am 31. August das neue Spielfahr des Schiller-Theaters eröffnen. —

— Paul Hambrod ist als Komiker für das Thalia-Theater engagiert worden. —

— Emil Meiters Lustspiel „Kurgastfreuden“ ist zur Aufführung für das Dresdener Residenztheater erworben worden. —

— „Das Glück“, eine Komödie von Alfred Capus, hatte in der deutschen Uebersetzung von Theodor Wolff bei der Aufführung im Kölner Flora-Theater einen starken Erfolg. —

— „Korporal Stöhr“, eine Komödie von Philipp Langmann, bildet eine der nächsten Novitäten des Wiener Raimund-Theaters. —

— Das Sechste Deutsche Sängerbundes-Fest wird vom 26. bis 30. Juli in Graz abgehalten. —

— Eine Universität für die Wissenschaft des Judentums soll in New York errichtet werden; man plant ein freies wissenschaftliches Institut, das nichts mit einer Rabbinerschule zu thun hat. —

— Dreißig Wetter-Schießstationen mit je einer Kanone sollen demnächst am rechten Ufer des Zürichersees eingerichtet werden, nachdem in Oesterreich und Italien mit dem Wetterhieb so günstige Erfolge erzielt worden sind. Man hofft durch diese Wehr sich gegen die dort häufigen Hagelschläge schützen zu können. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. August.